heute miteinander so als die Belasteten, aber zugleich als die durch Gnade Gestärkten einen Lobetag miteinander leben dürfen.

Gümligen. René Treier.

Warum nicht Gollwitzer?

Das Rätsel, das uns die Wahl des Nachfolgers von Karl Barth aufgibt, liegt weniger darin, daß Dr. *Heinrich Ott* gewählt, als darin, daß Prof. *Helmut Gollwitzer nicht* gewählt worden ist. Rätsel darum, weil man erwarten durfte, daß Karl Barth einen Nachfolger erhalten würde, der ihn in der entscheidenden Wendung, die sein Lebenswerk für Theologie und Kirche von Heute bedeutet, verstanden und aufgenommen hätte und in seiner eigenen Forschung und Lehre authentisch und originell zugleich weiterführen werde. Für die Basler Theologische Fakultät jedenfalls war dies die Ausgangslage. Karl Barth hatte so etwas wie ein Licht angezündet, das weithin leuchtete und der Wissenschaft und Kirche und damit auch der Universität vielfachen Gewinn gebracht hatte. Warum sollte das damit Begonnene abbrechen? Die Fakultät stellte also die übliche Liste auf mit drei Namen, als deren Erster eben Prof. *Helmut Gollwitzer* genannt war, weil man ihm zutrauen durfte, daß er seiner wissenschaftlichen Begabung und Leistung und seinen menschlichen Qualitäten nach der am besten geeignete Mann sei oder, wie man jetzt nach der anders als erwartet gefallenen Entscheidung sagen muß: gewesen wäre. Jedenfalls hat die Fakultät ihren Vorschlag aufs sorgfältigste und umsichtigste erwogen. Es wurden zahlreiche andere Gelehrte, die in Betracht zu ziehen waren, geprüft, besucht und angehört, und als die Liste bereinigt war, konnte und mußte sie durch alle Phasen des wechselvollen Wahlgeschäftes hindurch festgehalten werden. Wenn der Entscheid schließlich anders ausgefallen ist, trifft die Fakultät dafür keine Verantwortung. Gollwitzer wurde von den die Wahl vollziehenden obern Instanzen abgelehnt. Wahrscheinlich wäre von seiten der Regierung der auf der Liste an zweiter Stelle vorgeschlagene Mann angenommen worden, wenn dieser nicht aus persönlichen Gründen zum Bedauern der Fakultät seine Nomination zurückgezogen hätte.

Weshalb Gollwitzer nicht in die Wahl kam, ist bekannt genug und muß daher hier nicht ausführlich dargelegt werden. Doch muß zu seiner Ehrenrettung gesagt werden, daß es nicht seine erwiesenen Qualitäten als Forscher und Lehrer waren, die in Zweifel gezogen werden konnten, sondern seine Wahl wurde verunmöglicht, weil im politischen Raum eine öffentliche Polemik gegen ihn gestartet worden war, die ihn als Lehrer an einer schweizerischen Hochschule untragbar erscheinen lasse, weil er in der Ost-West-Frage sich als unzuverlässiger Mann erwiesen habe. Dazu sei folgendes bemerkt: Gollwitzer hat als Kriegsgefangener 5 Jahre russischer Gefangenschaft hinter sich und ist von daher dem kommunistischen Totalitarismus und den unter diesem lebenden Menschen aufs nächste begegnet und hat die damit gestellten Probleme ernsthaft verarbeitet. Aber er hat dem Kommunismus niemals auch nur ein Korn Weihrauch geopfert. Er hat im Gegenteil die kommunistische Weltanschauung und die ihr entsprechende Praxis rückhaltlos als mit dem christlichen Glauben unvereinbar erklärt. Aber er hat auch erkannt, daß man den vom Kommunismus beherrschten Völkern und den zahllosen unter ihm lebenden und leidenden Einzelnen damit nicht helfen kann, daß man sie zu einem aktiven oder passiven Widerstand politischer Art aufstachelt. Es ging ihm nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft darum, vor allem mit den in der DDR lebenden christlichen Gemeinden und ihren Pfarrern in Kontakt zu bleiben und ihnen zu helfen, in ihrer schweren Lage durchzuhalten und statt des vom Westen empfohlenen exklusiven Feindverhältnisses der kommunistischen Umwelt gegenüber neue und bessere Wege der Auseinandersetzung und des Zeugnisses zu finden. So wurde er, vor allem seitdem er in Westberlin an der freien Universität wirkte, zum Anwalt, Seelsorger und Berater der Christen in der DDR und zum Mahner gegenüber einem in der Öffentlichkeit und auch in der Kirche des Westens grassierenden sturen Antikommunismus, der nur die Flucht in den Westen oder das Martyrium oder eine einmal kommende Aufstandsbewegung als Ausweg zu kennen schien und also hoffnungslos in die heute bestehende Sackgasse hineinführen mußte. Es lag ihm alles daran, die christliche Gemeinde hinter dem eisernen Vorhang aufrechtzuerhalten und von ihr und ihrem Durchhalten auf dem Weg der Bergpredigt als einem Salz der Erde mehr zu erwarten als von allen westlichen Kreuzzugsideologieen dem Kommunismus gegenüber. Die gerade bei uns, und zwar von «christlicher» Seite ausgegebene Parole «Lieber tot als rot!» wäre ihm als das erschienen, was sie ist, als die Preisgabe aller Hoffnung auf wirkliche Lösungen. Gollwitzer hat sich dadurch als ein sehr unbequemer Rufer in der Wüste und als ein dem Kommunismus gegenüber weichgewordener Mann brandmarken lassen müssen. In Wahrheit hat er wahrhaft christlich und kirchlich gedacht und gehandelt. Und er hätte etwas Besseres verdient, als deswegen angegriffen und abgelehnt zu werden.

Aber nun ist es so, daß hinter diesen Angriffen gegen Gollwitzer eine noch ganz andere Front als nur die politische steht. Gollwitzer wurde letztlich nicht wegen seiner angeblich prokommunistischen Haltung, sondern wegen seiner theologischen Stel-

lungnahme, er wurde als Schüler Karl Barths abgelehnt. Es waren ganz bestimmte theologische Kreise, die die Stunde für gekommen erachteten, der Aera der von Karl Barth geführten Theologie ein Ende zu bereiten und endlich wieder dem Liberalismus zu einem Vertreter auf dem Lehrstuhl für systematische Theologie zu verhelfen. In Basel, wo der Streit vor allem ausgefochten werden mußte, waren es ausgesprochen freisinnige Pfarrer, die eine eigene Liste aufstellten, die einige nach ihrer Meinung von der Fakultät zu Unrecht übergangene Namen ausgesprochen liberaler Färbung in Vorschlag brachte. Mit Hilfe dieser Liste wurde dann Dr. Heinrich Ott durchgebracht. Zu diesen ausgesprochen freisinnigen Theologen gesellten sich jene anderen Theologen, die ihrerseits ebenfalls der Aera Barths und seiner Freunde und Schüler ein Ende bereiten wollten. Man bedenke, daß der Angriff gegen Gollwitzer in Gang gebracht wurde durch einen Artikel in der «Weltwoche» von seiten eines ehemaligen Pfarrers, der auch im Redaktionsstab der Zeitschrift «Reformatio» eine maßgebende Rolle spielt, einer Zeitschrift, deren Chefredaktor jedenfalls seit jeher Barth und seiner Theologie gegenüber eine ablehnende Haltung eingenommen hat. Im gleichen Redaktionsstab wirkt auch der Verfasser der beiden Artikel in den «Basler Nachrichten», durch welche Gollwitzer in Basel den entscheidenden Stoß erhielt. Eine seltsame Koalition, die sich da gebildet hat: Konservative Kreise um die «Basler Nachrichten», die eigentlich die Offenbarungstheologie Barths hätten stützen müssen, gingen Hand in Hand mit dem kirchlichen Freisinn, um Barth den Nachfolger zu verunmöglichen, den er sich zweifellos am ehesten gewünscht hätte. Dabei wirkte mit, daß auch Barth in der Ost-West-Frage dieselbe unkonforme Stellung einimmt, die wir eben als für Gollwitzer charakteristisch dargestellt haben. Wer darüber aus Barths eigener Feder authentischen Bescheid erhalten will, lese Barths in «The Christian Century» erschienenen Darlegungen über seine in den Jahren 1928—1958 erfolgte persönliche geistige und theologische Entwicklung. Sie sind in der Zeitschrift «Evangelische Theologie» seinerzeit in deutscher Übertragung erschienen und neuerdings in dem von Karl Kupisch in Berlin unter dem etwas seltsamen Titel «Der Götze wackelt» herausgegebenen Sammelband von zeitkritischen Aufsätzen Barths wiederabgedruckt. Wahrscheinlich haben die gegen Gollwitzer und Barth auf den Plan getretenen Polemiker diese aufschlußreichen Artikel nie gelesen oder nicht mitbedacht, sie hätten sonst allerlei nicht mehr behaupten können, was sie gegen Barth und seinen Freund Gollwitzer vorgebracht haben. Schade! Aber so pflegt es eben bei solchen Polemiken zu gehen. Man übersieht oder verschweigt, was die eigenen Kurzschlüsse und Abschüsse gefährden könnte.

Um die plötzlich aufgebrochene Frontbildung der Barth'schen Theologie gegenüber zu verstehen, muß die ganze theologische und kirchliche Lage innerhalb der deutschen Theologie von heute ins Auge gefaßt werden. Es zeichnet sich in ihr eine deutliche *restaurative* Tendenz ab. Sie tritt zutage in der sogenannten historisch-kritischen Theologie der Schule von *Rudolf Bultmann* in allen ihren Verzweigungen. Diese Schule stellt aufs Ganze gesehen eine Rückkehr dar zu der einstigen Fragestellung innerhalb der bibelkritischen und religionsgeschichtlichen liberalen Theologie, wie sie um die Jahrhundertwende herrschend war. Gegen diese den Offenbarungsanspruch der Heiligen Schrift auflösende liberale Theologie hatte sich Barths Aufbruch schon in seinem Römerbriefkommentar gewendet. Ihm war klar geworden, daß, wie er selber sagt, «Gegenstand, Quelle und Maßstab» echten theologischen Denkens «das die christliche Kirche, Theologie, Predigt und Mission begründende, erhaltende und weiterführende Wort Gottes ist, das in der Heiligen Schrift zum Menschen redet. In dieser Sache müssen mich meine Leser und Freunde, wie ich hoffe, bis an mein Lebensende unerbittlich finden.» In dieser in jenen erwähnten Darlegungen über seine Entwicklung sich findenden Formulierung liegt sein ganzes theologisches Programm: nämlich die Begründung einer nicht anthropologisch, sondern biblisch und darum christologisch begründeten Theologie. «Meine Aufgabe war», heißt es darum bei ihm, «eine Theologie der Gnade Gottes in Jesus Christus durchzudenken und auszusprechen.» Das geschah in den der Römerbriefauslegung folgenden Bänden seiner großangelegten «Kirchlichen Dogmatik». Und eben damit war der liberalen Bibelauslegung und Systematik gegenüber eine Stellung aufgerichtet und bezogen, die eine völlige Veränderung der theologischen Lage mit sich brachte. Sie hat dann dazu geführt, daß die deutsche Kirche in dem bald beginnenden Bekenntniskampf gegenüber dem Nationalsozialismus eine klare und feste Grundlage finden durfte. Dazu gehört ein Weiteres: nämlich die Abkehr Barths von jeder Art philosophischer Systematik, mit der der Liberalismus, da er die Gültigkeit der Heiligen Schrift als der alleinigen Quelle echter Gotteserkenntnis in Frage gestellt hatte, sich apologetisch zu sichern versucht hatte. Barth wollte und will nichts mehr wissen von einer die Glaubenswahrheit unterbauenden und stützenden Ontologie, wie sie heute wieder im Schwang ist. Er verschmäht gewiß nicht das Gespräch und die Auseinandersetzung mit den heutigen philosophischen Systemen. Es findet sich in seiner Dogmatik die wohl bis heute beste, allerdings kritische Darstellung der Lehre des von *Sartre* vertretenen Existentialismus. Und auch *Martin Heidegger* wird bei ihm eingehend gewürdigt. Aber eben so, daß es klar wird: Echte Theologie kann sich unter den Dächern dieser Philosophen nicht ansiedeln. (Vgl. dazu das eben erschie-

nene Buch von Lothar Steiger «Die Hermeneutik als dogmatisches Problem», besprochen «Kirchenblatt» S. 121.)

Und nun hat heute an diesen beiden entscheidenden Punkten die erwähnte Restauration eingesetzt. Die historische Kritik, die gewiß als Mittel der Bibelerklärung ihre nicht aufzuhebende Bedeutung hat, stellt in Gestalt der von *Bultmann* geforderten «Entmythologisierung des Neuen Testamentes» ein (ich zitiere wieder Barth) «grundsätzliches Verfahren dar, in welchem die Theologie wieder (trotz aller Versicherungen des Gegenteils) von neuem in die Gefangenschaft einer bestimmten Philosophie geraten ist». Der Glaube verliert seine Substanz, nämlich das in der Heiligen Schrift ergehende Wort Gottes selber. Die biblischen Aussagen bedürfen der Sicherung durch eine sogenannte «existentiale Interpretation», damit sie wieder zum Menschen von heute reden können. Man hätte Barth gänzlich mißverstanden, wenn man meinen wollte, er habe das Anliegen Bultmanns und seiner Schule nicht ernst genommen. Er will keinesfalls eine starr orthodoxe oder gar fundamentalistische Bibelerklärung. Davor ist er durch seine trinitarische Gotteserkenntnis und die darin begründete Erkenntnis von der Wirksamkeit des Heiligen Geistes, der allein der wahre Ausleger der Heiligen Schrift ist, geschützt. Keine Rede von einer falschen Buchstabengläubigkeit und überholten Vergegenständlichung der im Glauben gegebenen Wirklichkeit und Wahrheit Gottes! Nirgends wird bei ihm Gott und seine Wirklichkeit zu einem bloßen «Gegenstand», an den man zu «glauben» hätte, wohl aber hat bei ihm der Glaube ein *Gegenüber* in der lebendig ergehenden Anrede Gottes in seinem Wort. Und das ist etwas anderes als die alte Gegenständlichkeit einer längst verblichenen Orthodoxie. Und wohl kennt Barth eine Geschichte Gottes, die Geschichte seines Bundes in Jesus Christus, die im Worte Gottes aufbricht und in unsere Welt- und Menschengeschichte eingreift, sie begrenzt und aufhebt und einer neuen Zukunft entgegenführt. Aber diese Offenbarungsgeschichte ist mit den Mitteln der bloßen historischen Kritik nicht erfaßbar. Barth bestreitet deren Bedeutung nicht, aber er sieht sie gerade da ins Leere stoßen, wo es um die Erkenntnis der göttlichen Offenbarungstatsachen geht, die allein dem durch den Heiligen Geist gewirkten Glauben zugänglich sind. Er beteiligt sich darum nicht an der Suche nach dem sogenannten «historischen Jesus», mit der er die moderne sich historisch-kritisch nennende Bibelforschung wieder wie in alten Zeiten beschäftigt sieht.

Und nun ist es diese historisch-kritische Theologie, die mit Hilfe einer Anlehnung an die Existentialphilosophie etwa *Heideggers* wieder in den Sattel gestiegen ist. Barth gibt gerne zu, daß man «Bultmann dankbar sein muß für die Warnung: daß die noch lange nicht durchgefochtene Befreiung der Theologie aus der Gefangenschaft (in bloßer Historie und einer ihr zugehörigen Philosophie) so leicht und einfach nicht zu haben ist, wie manche es sich vorgestellt haben mögen». Aber er sieht darin keinen Fortschritt, sondern eine bloße Reaktion und Restauration, daß man die noch unerledigten Probleme, die der Exegese und der Systematik gestellt sind, damit zu lösen versucht, daß man die alten Fragestellungen und Antworten in gewiß scharfsinnig und zeitgemäß erneuerter Gestalt wiederaufleben läßt und mit einem «Rapp, Rapp, ich wittre Morgenluft» sich in die Schlacht stürzt, um einem Liberalismus wieder zum Leben zu verhelfen, der eine wirkliche Zukunft nimmermehr haben kann. Barth wird vielmehr sagen, daß er die ihm gestellte Aufgabe einer Erneuerung der Theologie, der Kirche und ihrer Verkündigung erst unvollkommen und anfanghaft zu lösen vermocht habe, er meint aber, daß auf dem von ihm gewiesenen Wege vorwärtsgegangen werden müßte. Er hat nie behauptet, in seinem Lebenswerk schon ein letztes, alles abschließendes Wort gesagt zu haben. Er wartet vielmehr auf Theologen, die selbständig weiterarbeiten, aber nicht so, daß sie zu verlassenen Positionen zurückkehren. Gollwitzer wäre in seinen Augen einer von diesen Theologen, die hier einsetzen und weiterdenken. Darum hätte er ihn als seinen Nachfolger sich gewünscht. Aber nun ist also in der Theologie der Gegenwart jener restaurative Trend am Zuge. Und in der Kirche der Gegenwart wird dieser Trend ebenfalls deutlich genug sichtbar, indem die einst im Kirchenkampf errungene neue Freiheit der Gestaltung einer lebendigen Gemeinde längst wieder einer ebenfalls restaurativen klerikalen Erstarrung gewichen ist. Die damals erstandene «Bekenntniskirche» ist zu einem historischen Faktum geworden, das keine lebendige Gegenwartskraft mehr hat. Die vielgenannte hermeneutische Bemühung um eine neue Auslegung der Bibel und eine daraus entspringende lebendige Verkündigung hat bisher keinerlei greifbare Früchte für die Predigt der Kirche zu erzeugen vermocht. Prof. *Rudolf Bohrens* im «Kirchenblatt» (Nr. 8) angeführter Notschrei über «Die Krise der Predigt» hat darüber deutlich genug geredet und kann nicht genug bedacht werden. ?

Woran liegt es nur, daß die heutige Theologengeneration sich dieser restaurativen Tendenz mit einem, wie wieder Barth sagt, «alles verschlingenden Interesse» zuwendet? Man denkt an ein Wort Kierkegaards, der von der Theologengeneration seiner Zeit einmal sagt: «sie wollen alle weitergehen» («Unwissenschaftliche Nachschrift» S. 264 der Diederichs-Ausgabe 1925). Das heißt: sie wollen nicht stehenbleiben bei der biblischen Wahrheit. «Der Glaube wird zu einer vorläufigen Funktion, womit man festhält, was Gegenstand des Verstehens werden soll,

eine vorläufige Funktion, mit der sich arme Leute und dumme Menschen begnügen müssen, während Privatdozenten und Begabte weitergehen» (Kierkegaard a. a. O. S. 261). Weitergehen bedeutet ihm das Aufgeben der «Leidenschaft, mit der jeder Christ Christ ist». Fehlt es nicht heute weithin an diesem leidenschaftlichen Wiederentdecken und Sichanklammern an das Wort Gottes als der einzigen Quelle, aus der Wahrheit fließt? Zur Zeit Kierkegaards war es die Philosophie Hegels, mit der man dem Glauben aufhelfen wollte, heute ist es Martin Heidegger. Während bei Barth das Feuer dieser Leidenschaft brannte und brennt, erklärt man uns, Barth habe ja die nötige Entdeckung vollbracht, man könne sie gelten lassen, um — eben «weiterzugehen». Immerhin — es gibt auch heute wieder maßgebende Theologen, die sich dazu bekennen: Wir haben gedacht, daß wir Barth *hinter* uns haben, wir erkennen aber, daß wir ihn noch *vor* uns haben. Aber es geht ja wahrhaftig nicht darum, Barthianer zu züchten; aber darum geht es, daß die Aufgabe der Theologie, wie sie Karl Barth wieder vor uns gestellt hat, ganz neu aufgenommen und weitergeführt wird.

Daß man in Basel Gollwitzer fallenließ, hat darin seinen Grund, daß auch bei uns jenes fatale «Weitergehen» Mode geworden ist. Die Politiker, die ihn zu Fall brachten, trifft die kleinste Schuld. Sie konnten die wahren Hintergründe nicht sehen, die zum Sturze Gollwitzers geführt haben. Die eigentlichen Verantwortlichen sind jene Theologen, die die Leidenschaft für die Sache des Wortes Gottes nicht mehr kennen, und denen Barths Eintreten dafür zum Ärgernis geworden war, dessen sie sich nun entledigen wollten.

Daß es vor allem den freisinnigen Theologen darum ging, zeigt schon die Art ihrer Polemik. Ungeistlicher, unbrüderlicher, ja gehässiger kann nicht mehr polemisiert werden, als es von ihrer Seite geschah. Man lese nur jenen Bericht über die Abschiedsvorlesung Karl Barths, der von seiten eines jüngern Basler Pfarrers in der «Nationalzeitung» erschienen ist (es sei aber bemerkt, daß diese Zeitung im Unterschied zu andern Zeitungen sich in einer selten sachlichen und positiven Weise für Gollwitzer eingesetzt hat und Gollwitzers Freunde nicht nur zu Worte kommen ließ, sondern sie geradezu aufgefordert hat, sich für ihn zu äußern). In jenem Bericht aber hat sich der Verfasser nicht gescheut, in höhnischer Weise die Gestalt «eines andern Gewaltigen», nämlich Adolf Hitlers, zu beschwören, um Barth als theologischen Diktator zu brandmarken, dessen Herrlichkeit nun eben zu Ende gehen müsse. Oder man lese, was der Redaktor der «Glarner Nachrichten» anläßlich der Abstimmung über die Atombewaffnungsabstimmung über Barth und nebenbei auch über mich als seinen Mitstreiter zu schreiben wußte, indem er uns als ehrgeizige Ämterjäger und herrschsüchtige, als «zum messerscharfen Kampf um Macht und Einfluß, um Lehrstühle und Pfarrämter» entschlossene Leute verleumdete. Und was Gollwitzer betrifft, so schrieb er: «Wir liegen auf der Lauer», um ihn abzuschießen. Wenn das nicht Ehrabschneiderei ist! Aber eben: Es ging diesem Redaktor und ehemaligen Pfarrer selber um nichts anderes als um die Eroberung des Basler Lehrstuhls für einen freisinnigen Theologen.

Und dazu noch eine Bemerkung: Jener Basler Pfarrer hatte einst dafür sich eingesetzt, daß der Graben zwischen den sogenannten freisinnigen und den sogenannten positiven Pfarrern in Basel zugeschüttet werden müsse. Wenn einer dafür gesorgt hat durch seine Polemik gegen Gollwitzer und Barth, daß dieser Graben wieder weit aufgerissen wurde, so ist er es. Die als engherzige Positive verschrieenen Basler und Schweizer Pfarrer werden nun nach dem freisinnigen Sieg über Gollwitzer ganz ungewollt zu einem «Serrez les rangs!» sich entschließen müssen. Es ist nicht ihre Schuld, wenn alte Wunden wieder aufbrechen. Es wird sich etwas von jenen Scheidungen wiederholen, die einst Karl Barth Brunner und Gogarten gegenüber vollziehen mußte, als er um eine Theologie des Wortes Gottes zu kämpfen hatte. Und auch jenes «Quousque tandem», das Barth 1930 einer leider aufs neue satt und sicher gewordenen Kirche in Deutschland entgegenschleuderte, weil er sie an jenem «Weitergehen» hindern wollte, das Kierkegaard als die eine, große Gefahr der Kirche seiner Zeit erkannt hatte, gewinnt neue Aktualität.

Doch nicht dies sei unser letztes Wort in dieser Sache. Wir wollen es vielmehr für etwas Gutes, ja Großes halten, daß unsere Schweizer Kirche so leidenschaftlich von einer theologischen Professorenwahl sich aufwühlen ließ. Bis tief in die Gemeinde hinein, in Synoden und auf Kanzeln wurden die Geister wachgerufen, weil man spürte, daß es hier um eine Entscheidung ging, die nicht nur akademischer Art war, sondern die Substanz des Glaubens betraf. Wir danken allen, die uns wissen ließen, daß sie sich mit uns beteiligt fühlten, und daß es ihnen nicht gleichgültig sein könne, wer die heranwachsenden Pfarrer als Lehrer künftig führen werde. Auch der jetzt gewählte Professor wird sich des Ernstes der Aufgabe, die er zu übernehmen hat, dadurch bewußt werden müssen. Und Karl Barth selber — er hat diese Wahlgeschichte nicht auf die leichte Achsel nehmen können. Es ist ihm seine langjährige Arbeit in Basel auf seltsame Weise vergolten worden. Er wurde buchstäblich ab-gedankt. Doch er wird sich trösten dürfen. Seine Saat ist nicht vergeblich ausgestreut worden. Sie wird zu ihrer Stunde doch aufgehen. Die restaurative Welle, die heute noch durch die Theologie geht, wird verebben. Die Wahrheit wird sich aufs neue Bahn brechen.

Basel. Eduard Thurneysen.